

Aus den Anfängen der Schweizerischen Gartenbauschule in Niederlenz

Autor(en): **Neuenschwander, Heidi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Lenzburger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **67 (1996)**

PDF erstellt am: **15.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-918006>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus den Anfängen der Schweizerischen Gartenbauschule in Niederlenz

von Heidi Neuenschwander

Als die Lenzburgerin Cäcilie Strauss im Winter 1850 einen Spendenaufruf an die Aargauer Frauen erliess zwecks Gründung einer Versorgungs- und Erziehungsanstalt für arme Mädchen, begründete sie ihr Vorhaben damit, es gehe «besonders an das weibliche Geschlecht der Ruf, Armen beizustehen, Verlassene zu trösten und hilflose Kinder zu erziehen». Diesen Satz dürfte man ruhig als Motto über die Tätigkeit der zahlreichen kleinen lokalen Frauenvereine des frühen und mittleren 19. Jahrhunderts setzen, widmeten sie sich doch fast ausschliesslich karitativen Aufgaben.

Erst mit der Gründung des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins am 18. März 1888 in Aarau wurden völlig neue Prioritäten gesetzt: «Eure Stärke liegt auf dem gemeinnützigen Gebiet. Beginnt Eure Arbeit damit, dass Ihr das Übel an der Wurzel anfasst, eine bessere Ausbildung des weiblichen Geschlechts tut vor allem not!» So umschrieb die erste Zentralpräsidentin, Rosine Gschwind-Hofer, das künftige Vereinsprogramm. Die ersten Schulgründungen des SGF lagen im hauswirtschaftlichen Bereich: Haushaltungs-, Dienstboten- und Frauenarbeitsschulen entstanden in rascher Folge in den verschiedenen Landesteilen. Aus einer geplanten Schule für Krankenpflege erwuchs schliesslich als selbständiges Unternehmen die Schweizerische Pflegerinnenschule in Zürich. Gemeinsam war diesen ersten Schulgründungen, dass sie Bereiche umfassten, die seit jeher zur Domäne der Frau gehört hatten.

In Deutschland, Frankreich, Belgien und Finnland war man bereits einen Schritt weiter gegangen und in einen zuvor ausschliesslich den Männern vorbehaltenen Arbeitsbereich eingedrungen: es existierten Gartenbauschulen für Frauen. In der Schweiz hatte eine einsame Pionierin ähnliches versucht: Fräulein Caviezel in Chur hatte sich durch Selbststudium und Praxis die nötigen Kenntnisse des modernen Gartenbaus angeeignet, worauf sie der damalige Leiter der bündnerischen Landwirtschaftlichen Schule ermuntert hatte, Gartenbaukurse für Frauen und Töchter auf ihrem Gut «Rigahaus» in Chur durchzuführen. Mit dem Tod von Fräulein Caviezel waren diese Kurse weggefallen. Ihre Schwester, Frau Stocker, war Mitglied des Zentralvorstandes des SGF, und durch sie mag die damalige Zentralpräsidentin, Gertrud Villiger-Keller, vom Churer Unternehmen Kenntnis bekommen haben. In Gertrud Villiger mögen Kindheitserinnerungen wach geworden sein: Ihr Vater, Augustin Keller, Direktor des Aargauischen Lehrerseminars im ehemaligen Kloster Wettingen, hatte es seinerzeit bei der Aargauischen Regierung durchgesetzt, dass dem Seminar ein Landwirtschaftsbetrieb angegliedert worden war, und

Keller selber war jeweils mit seinen Seminaristen zur Arbeit auf die Felder gezogen. Als Emma Coradi-Stahl an der Zentralvorstandssitzung vom 8. Oktober 1904 im Namen der Sektion Zürich bat, der SGF möge die Möglichkeit prüfen, Vorträge über Obst- und Gemüsebau zu veranstalten, konnte Gertrud Villiger mitteilen, dass bereits der Plan zur Gründung einer schweizerischen Gartenbauschule für Frauen und Töchter geprüft werde. Verschiedene kompetente Mitglieder seien um ihre Stellungnahme gebeten worden. Auch die Unterlagen der Frauen-Gartenbauschule Marienfelde bei Berlin wurde vorgezeigt. Man kam überein, als Vorarbeit für eine mögliche Schulgründung Vorträge über Gemüsebau und Obstkultur zu veranstalten. Auf diese Weise sollte das Interesse der Mitglieder für die Neugründung geweckt werden. Überdies wurde eine spezielle Gartenbauschulkommission unter dem Vorsitz von Emma Coradi-Stahl ernannt.

Die eingeholten Informationen lauteten nicht durchwegs positiv. Es gab kleinmütige Seelen, die bezweifelten, dass das Bedürfnis zur Gründung einer solchen Schule überhaupt vorhanden sei. Die Gärtnerei sei bis jetzt ein männlicher Beruf gewesen und werde es auch bleiben. Frau Coradi war anderer Ansicht. Sie glaubte fest an die Möglichkeit und Wünschbarkeit des Projektes. Auch Gertrud Villiger war der Meinung, dass bei bescheidenem Anfang das Unternehmen sich günstig entwickle. Vor allem müssten aber die bereits eingeleiteten Sondierungen weiter vertieft werden.

Diese Untersuchungen waren bis zum Frühsommer des nächsten Jahres abgeschlossen, sodass die Präsidentin der Gartenbauschulkommission an der Jahresversammlung vom 28./29. Juni 1905 in St. Gallen das neue Schulprojekt ausführlich vorstellen konnte. Frau Coradis Referat ist nicht nur ein glänzendes Plädoyer pro Gartenbauschule, sondern darüber hinaus recht eigentlich ein Zeitspiegel. Es beweist, dass man sich im Vorstand des SGF der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Probleme der Zeit voll bewusst war, es zeigt auch, wie man dazu Stellung bezog und versuchte, mit den eigenen, doch eigentlich recht bescheidenen Mitteln zur Abhilfe beizutragen.

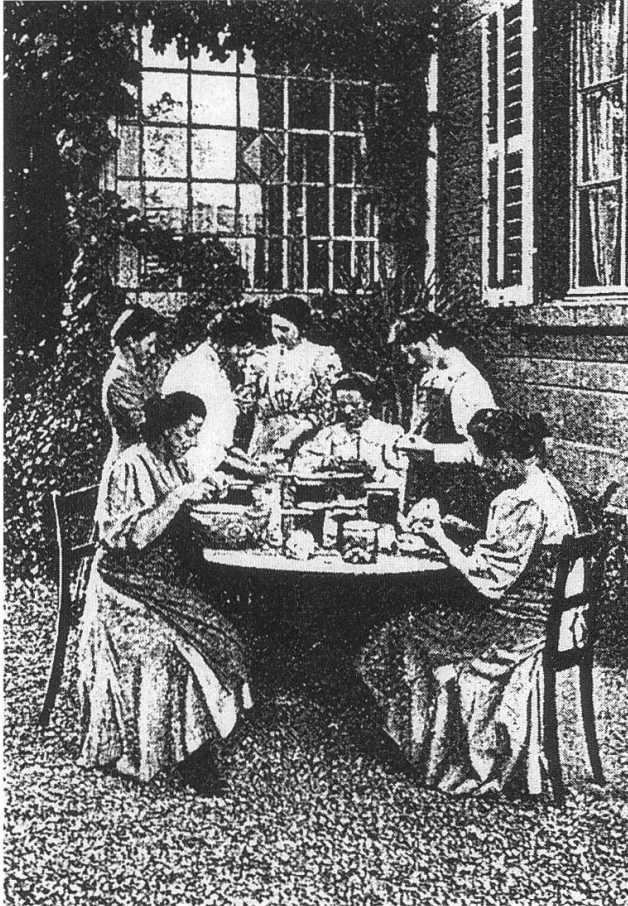
Bevor wir näher auf das Referat eintreten, werfen wir einen kurzen Blick auf die brennenden Probleme der Schweiz um die Jahrhundertwende, soweit diese im Referat angesprochen oder doch stillschweigend vorausgesetzt werden. Nach jahrelangen Auseinandersetzungen zwischen Befürwortern und Gegnern hatte das Schweizervolk am 15. März 1903 einem neuen Zolltarifgesetz zugestimmt, das die schweizerische Produktion gegen die mehr und mehr von Kartellen beherrschte ausländische Konkurrenz schützen sollte. Das augenfälligste Ergebnis dieser neuen Tarifpolitik bestand darin, dass sich die landwirtschaftlichen Exporte der Schweiz von ungefähr 90 Millionen Franken 1887 auf 220 Millionen Franken am Vorabend des Ersten Weltkrieges steigern liessen. Dass die Schweiz als rohstoffarmes Land eine negative Handelsbilanz aufwies, d.h., dass die Wareneinfuhr die Warenausfuhr überstieg, ist begreiflich, erstaunlich aber, dass ein Drittel aller Warenimporte auf den Nahrungsmittelsektor entfiel. Innerhalb der Industrie vollzog sich um die

Jahrhundertwende eine Entwicklung, die oft als zweite industrielle Revolution bezeichnet wird. Sie führte zum Rückgang von Handwerk und Heimarbeit und zu einer Vermehrung der Fabrikarbeiterschaft. Der 10-Studentag in den Arbeitsstätten war noch reines Wunschdenken. Zwei Übel zehrten am Volkskörper: die Trunksucht – der Konsum von reinem Alkohol betrug 1893–1902 in der Schweiz fast 16 Liter pro Einwohner – und die Lungentuberkulose.

Wir wenden uns dem Referat von Frau Coradi zu. Am Vorabend der Jahresversammlung hatten die Teilnehmerinnen einen Appell vernommen, an der Bekämpfung der Tuberkulose mitzuwirken, und die Zuhörerinnen hatten begeistert zugestimmt, dass auch der SGF sich in der Reihe der Kämpfer gegen diesen schlimmsten aller Volksfeinde stelle. Hier knüpfte Emma Coradi an, indem sie erklärte, das Werk, das sie heute vorstellen möchte, trage ebenfalls zur Hebung der Volksgesundheit und damit zu einer Verminderung der Tuberkulose bei. Dieser Gesichtspunkt sei zwar nicht der allein massgebende für die neue Gründung, aber doch wichtig genug, um erwähnt zu werden.

Drei Gründe sprächen vor allem für die Gründung einer Gartenbauschule für Frauen und Töchter. Zunächst ein volkswirtschaftlicher, nämlich der enorm hohe Betrag, welchen die Schweiz dem Ausland für importierte Früchte und Gemüse entrichte. Er führe unweigerlich zur Überlegung, ob man diesen Übelstand nicht durch Mehrproduktion im eigenen Land verringern könnte. Aufgrund von Zahlen aus der schweizerischen Handelsstatistik erläuterte sie, dass die Schweiz jährlich rund 328'000 kg frisches Gemüse und rund 125'000 kg frisches Obst und Beeren importiere. Wohl liege es auf der Hand, dass Frühgemüse und die ersten Früchte aus südlichen Ländern importiert werden müssten; bedenklich aber scheine ihr, dass die Schweiz aus Deutschland, und zwar aus Gegenden mit einer ähnlichen Bodenbeschaffenheit wie sie die Schweiz aufweise, im Jahr 1904 für mehr als achthunderttausend Franken Tafelobst und Beeren und für nahezu anderthalb Millionen Franken Gemüse bezogen habe. Da müsse man sich doch wirklich fragen, ob unserm Boden nicht mehr abzurufen wäre. Wohl habe die Schweiz höhere Arbeitslöhne und teurere Bodenpreise; würden aber neue Kräfte freigesetzt, indem Frauen und Mädchen geschult würden, nach den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen den Boden zu bearbeiten, die Qualität der Produkte zu verbessern, richtig zu ernten, zu sortieren und rationell zu verpacken, so würde der Unterschied in der Höhe der Arbeitslöhne wohl reichlich aufgewogen. Ebenso könnten die höheren Bodenpreise durch eine bessere Ausnutzung des Bodens und die Anlage grösserer Kulturen kompensiert werden.

In einem zweiten Gedankengang erörterte die Referentin den gesundheitlichen Nutzen der Gartenarbeit, einer Beschäftigung in der frischen Luft. Sie wies auf die gesundheitlichen Nachteile der Fabrikarbeit hin und meinte, neben der einseitigen, aufreibenden Berufsarbeit könnte die Arbeit im Garten zur Kräftigung und Auffrischung des ganzen Volkes dienen, und dies sei



ebenso wichtig wie die Erschliessung neuer Erwerbsquellen für die Frau. Als dritten Punkt nannte Frau Coradi den moralischen und idealen Gewinn eines Gartens für die ganze Familie. Wie gerne würde der bescheidene Arbeiter auf die raucherfüllte Bierstube und den Kreis zechender Genossen zugunsten eines Gartens verzichten. Da liege noch ein weites Feld für Philanthropen: «Jedem sein kleines Haus und sein eigenes Gärtchen, das wäre tausendmal wertvoller als die schönsten Predigten über Nüchternheit und die dringlichsten Ermahnungen zur Einfachheit und Sparsamkeit.»

Schliesslich kam Emma Coradi auf die engen Beziehungen zwischen Frauen und Blumen zu sprechen. Sie ist sich voll bewusst, dass auch für die Frau ein neues Zeitalter angebrochen ist. Die alte sentimentale Auffassung, wonach die Frau, der Blume gleich, nur als Zierde des Daseins, als Schmuck des Lebens galt, habe einer neuen Lebensauffassung vom Wert der Frau Platz gemacht. Trotzdem würden immer noch innige Beziehungen zwischen der zielbewusst arbeitenden Frau und Blumen und Pflanzen bestehen. Wer unter den Anwesenden, der über ein eigenes Gärtchen verfüge, wisse nicht aus Erfahrung, wie unendlich glücklich die Pflege eines eigenen Gärtchens mache, wie kleinlich und nichtig bei dieser Arbeit die Kümmernisse und aller Gram des Alltags erscheinen würden.

Im zweiten Teil ihres Referates betrachtet Frau Coradi den Gartenbau als Frauenberuf und -erwerb. Diese Auffassung sei neueren Datums. Wohl hätten schon längst einzelne Frauen Blumen, Obst und Gemüse zum Verkauf angeboten, aber die Anlage grösserer Gemüse- und Obstkulturen, sowie die Blumenzucht und -binderei werde viel zu wenig betrieben, und wo dies geschehe, liege die Arbeit in Männerhänden. Daraufhin setzte sie sich mit dem Einwand auseinander, der Gartenbau sei bis jetzt ausschliesslich ein männlicher Beruf gewesen und werde es auch bleiben. Aus der Tatsache, dass der Gärtnerberuf bis jetzt ein Männerberuf gewesen sei, lasse sich nicht zwingend folgern, dass dies immer so bleiben müsse. Ganz im Gegenteil: der Gärtnerinnenberuf sei ein Frauenberuf, vielleicht wie kein zweiter geeignet, individuelle Befriedigung zu gewähren. Und um wieviel gesünder und finanziell einträglicher sei er als die öde Fabrikarbeit oder die mühsame Heimindustrie. Gerade der Gartenbau fordere viele Eigenschaften, die gemeinhin als weiblich bezeichnet würden. Die Frau habe eine praktische Ader, ihr eigne der Blick für das Detail und ihre Ausdauer und Sorgfalt seien nicht kleiner als beim andern Geschlecht. Und dass die Frau dem Manne an Intelligenz nachstehe, werde heute, im zwanzigsten Jahrhundert, niemand mehr zu behaupten wagen. Was aber endlich den Vorwurf der Halbheit bei allem, was Frauen unternähmen, betreffe, «hoffen wir, ihn dadurch zurückweisen zu können, dass wir für den Beruf der Gärtnerin nach einer gründlichen Fachausbildung in einer Gartenbauschule rufen.»

Humboldt sage, was man ins Leben einführen wolle, müsse man zuerst in der Schule einführen. Dieser Ausspruch habe im vorliegenden Fall sogar doppelte Bedeutung: Eine Gartenbauschule für Frauen diene direkt der Förderung und Verbesserung des Gartenbaus und dessen weiterer Verbreitung durch die Schülerinnen, die daraus hervorgingen und als Pioniere wirkten, indirekt auch durch die Anregung zu Schulgärten. Diesen würde in der Schweiz viel zu wenig Beachtung geschenkt, obwohl sie bahnbrechend wirken könnten. Aus statistischen Erhebungen im Ausland gehe hervor, dass aus Ländern, wo am meisten Schulgärten beständen, und wo sie optimal eingerichtet, die Obstexporte am grössten seien.

Daraufhin wird die künftige Struktur der geplanten Gartenbauschule kurz skizziert: Analog der kürzlich gegründeten Rheinischen Obst- und Gartenbauschule für Frauen in Godesberg, einer Tochter der Marienfelder Schule, sollten zwei verschiedene Ausbildungsmöglichkeiten geboten werden. Eine berufsmässige Ausbildung von Gärtnerinnen durch theoretischen Unterricht und praktisches Arbeiten in Zweijahreskursen, ferner kürzere Kurse für Hospitantinnen. Die Berufschancen dürften gemäss den im Ausland gemachten Erfahrungen als gut bezeichnet werden. Dort würden Gärtnerinnen in Sanatorien, Spitälern, Hotels, in Gärtnereien oder als Leiterinnen von Schulgärten wirken.

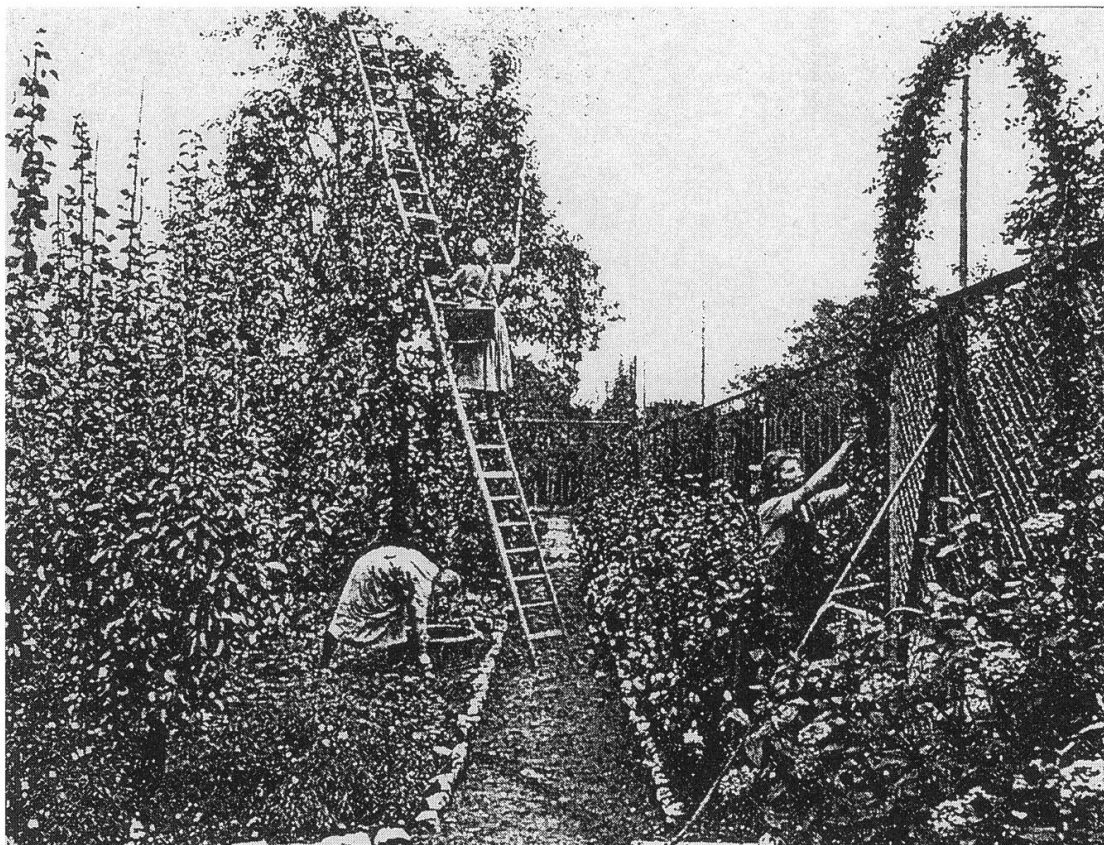
Die Leitung der Anstalt würde in den Händen einer gelernten Gärtnerin als Vorsteherin und einer Hausmutter mit Gehilfin liegen, während für den

theoretischen Unterricht Lehrkräfte von aussen beigezogen werden könnten. Die Oberaufsicht läge bei einer vom SGF bestellten Kommission aus dem Kreise des Vereins, während eine engere Aufsichtskommission sich zusammensetze aus Mitgliedern derjenigen Sektion, die der Schule zunächst läge. Die Betriebskosten sollten gedeckt werden aus den Kursgeldern der Schülerinnen, aus dem Verkauf von Erträgen des Gartens, sowie aus freiwilligen Beiträgen von Bund, Kantonen, Gemeinnützigen Vereinen und Privaten. Das Referat verfehlte seine Wirkung auf die Zuhörerinnen nicht: In der darauf folgenden Abstimmung wurde beschlossen, es sei eine schweizerische Obst- und Gartenbauschule für Frauen und Töchter zu errichten.

Als künftigen Standort der Schule standen Chur und Niederlenz im Gespräch. In Chur war ein Teil des Caviezelschen Guts verfügbar, in Niederlenz eine ehemalige Hünerwadel-Fabrikantenfirma verkäuflich. Die Wahl fiel auf Niederlenz. Das Haus mit Umschwung wurde zunächst vom SGF gemietet, 1908 käuflich übernommen. Bereits im folgenden Frühjahr konnte die erste Schweizerische Gartenbauschule für Töchter eröffnet werden. Ende März zogen die ersten Schülerinnen ein. Acht Mädchen hatten sich für den zweijährigen Fachkurs als Gärtnerin angemeldet, sieben sich für einen sechsmonatigen Hospitantinnenkurs einschreiben lassen. Die Schülerinnenschar, im einheitlichen Internatskleid – blauer Rock und weisse Bluse – war international gemischt: zehn Mädchen kamen aus verschiedenen Teilen der Schweiz, je eines aus Bayern, USA, Ungarn, Österreich und Russland. Ihre Väter übten ganz verschiedene Berufe aus, gemeinsam war allen, dass sie aus bürgerlichen Kreisen stammten.

Über die finanziellen Schwierigkeiten bei der Gründung und über die Besetzung des notwendigen Leitungspersonals berichtete Emma Coradi an der folgenden Jahresversammlung vom 17./18. Juni in Zug. Mit dem glücklichen Optimismus, der die Unternehmungen des SGF je und je trage und mit dem Wahlspruch: Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg, sei man nach der letztjährigen positiven Abstimmung an die Arbeit gegangen. Der erste Programmpunkt war die Aufstellung eines Budgets. Wohl habe man die Höhe des Mietzinses für Haus und Garten gekannt und konnte die Kosten für den Haushalt anhand der Betriebsrechnungen der Haushaltungsschulen des SGF approximativ feststellen, schwerer war, die Kosten für Anlage und Einrichtung einer Gartenbauschule abzuschätzen, «und völlig dunkel lag jene Strecke Weges vor uns, die uns zu der notwendigen finanziellen Grundlage führen, die uns beitragspendende Hilfsquellen zeigen sollte».

Wie bereits gezeigt worden ist, war sich Emma Coradi voll bewusst, dass zwischen ihrer eigenen Frauengeneration und jener früheren, die – mit Schiller zu sprechen – «himmlische Rosen ins irdische Leben flocht», ein gewaltiger Unterschied bestand. Hören wir aber von ihren erfolglosen Bittgesuchen an Kantonsregierungen und den Bund, so wird uns in Wortwahl und Tonfall ihres Referates der ebenso grosse Unterschied zwischen der Zeit um 1900 und unserer Gegenwart bewusst. Zunächst stellte die Gartenbauschulkommis-



Birnenernte (aus dem Jahresbericht 1922)

sion Gesuche an die einzelnen Kantonsregierungen, in denen sie die Herren von der Dringlichkeit und Notwendigkeit einer Gartenbauschule für Frauen und Töchter zu überzeugen versuchte, indem sie den volkswirtschaftlichen, gesundheitlichen und ethischen Nutzen einer vertieften Kenntnis des Obst- und Gemüsebaus schilderte. «Wir gaben uns der kühnen Hoffnung hin, die gestrengen Herren der Regierungen aller Schweizerkantone wären gerührt von unserer Initiative, sie wären von vorneherein von liebevollen, väterlichen Gefühlen für die Töchter des Landes beseelt und sagten ohne weiteres: Ja, Ja, ihr sollt unterstützt werden. Denn, was den Buben recht ist, ist den Mädchen billig. Wir unterstützen ja landwirtschaftliche Schulen und Kurse des männlichen Geschlechts mit ganz ansehnlichen Beiträgen, und gut und nützlich ist eine Obst- und Gartenbauschule für Mädchen ganz gewiss.» Doch diesem ersten Anprall auf die Staatsfinanzen widerstanden alle Kantonsregierungen, die Absagen unterschieden sich lediglich in Ton und Wortwahl. Nicht besser ging es der Kommission beim Bund, auf den sie so sicher gezählt hatte: «Das Industriedepartement fand, unser Anliegen gehöre vor das Landwirtschaftsdepartement. Dort schien der Buchstabe des Gesetzes die Klippe zu sein, an der unser hoffnungsfroh hinaussegelndes Schiffelein kernern sollte. Frauenzimmer hätten hier noch nie etwas gesucht, darauf sei man hier nicht eingerichtet.» Un-

verdrossen arbeitete die Kommission weiter, sie erliess einen Aufruf, versandte Prospekte und fand in der Schweizerpresse grösstenteils freundliche Aufnahme. Die Nachfrage nach Prospekten war sehr gross, und der Aufruf um finanzielle Unterstützung, sei es durch Barbeiträge, Naturalspenden oder durch Zeichnung von Anteilscheinen, nahm einen erfreulichen Verlauf. Aus den Reihen der Mitglieder und aus der Öffentlichkeit kamen der künftigen Gartenbauschule manche Beweise der Sympathie zu. Gestützt auf die nunmehr grössere Popularität des Projektes unternahm die Kommission einen zweiten Anlauf bei den Kantonsregierungen. Basel-Stadt und Solothurn überwiesen daraufhin einen einmaligen Beitrag von je 200 Franken und der Kanton Wallis verpflichtete sich zu einem Jahresbeitrag von 100 Franken.

Einige Schwierigkeiten galt es bei der Suche nach dem notwendigen Leiterpersonal für Schule und Haus zu überwinden. «Eine Gartenbaulehrerin schwebte uns allen vor, nachdem wir in deutschen Anstalten überall weibliche Personen an der Spitze derartiger Institutionen gesehen hatten.» Es bewarben sich zwei in Marienfelde als Gärtnerinnen ausgebildete junge Frauen, deren eine sogar einen Dokortitel besass. Auch ein junger Schweizer, Walter Kienli aus St. Gallen, interessierte sich für diese Stelle. Er konnte sich über eine gründliche Fachausbildung ausweisen und war als Lehrer an der Zürcherischen Landwirtschaftlichen Schule Strickhof tätig. Mit ihrer klugen Wahl bewies die Gartenbauschulkommission, dass sie imstande war, auf Wünschbares zugunsten des politisch Notwendigen zu verzichten: «Nach Erwägung aller Umstände sah sich die Gartenbauschulkommission veranlasst, Herrn Kienli an die Stelle zu wählen. Wir mussten unsere Überzeugung, dass nur Frauen an der neuen Anstalt zu wirken berufen seien, der Einsicht unterordnen, dass bei einem Unternehmen, das sich erst das Zutrauen von Behörden und Volk erwerben musste, mit einer einheimischen, mit unsern Verhältnissen und Gewohnheiten vertrauten Lehrkraft besser gedient sei, auch wenn sie, in unserm Falle, das Missgeschick habe, ein Masculinum zu sein, als mit einer noch so gelehrten Ausländerin.» Nicht von Emma Coradi, sondern von Walter Kienli erfahren wir, dass die Kommission wegen des «masculinen Missgeschicks» immerhin eine Schadenbegrenzung vorgenommen hatte, schreibt doch der erste Gartenbaulehrer als Achtzigjähriger in seinem Lebensrückblick: «Am 23. März 1906 begann ich als Hauptlehrer der Schweizerischen Gartenbauschule für Frauen in Niederlenz den Unterricht mit sechs Schülerinnen, denen sich bald zwei weitere anschlossen. Die Frauen vom Komitee wünschten meine baldige Verheiratung. Ich war vorbereitet und kam diesem Wunsch noch im selben Sommer mit Vergnügen nach.» Problemlos verlief die Suche nach einer geeigneten Hausmutter. Sie fand sich in der Person von Frau Joos-Moser, welche vor etwa zwanzig Jahren bereits die erste Haushaltungsschule des SGF in Buchs bei Aarau unter schwierigsten Verhältnissen ausgezeichnet geleitet hatte.

Auch wenn Bund und die Kantone der neuen Anstalt zunächst schnöde die kalte Schulter gewiesen hatten, konnte Emma Coradi doch bereits am

Schluss ihres Referates mitteilen, hochstehende Persönlichkeiten würden sich für die Gartenbauschule sowohl beim Bund wie auch beim Kanton Aargau einsetzen. Und in der Tat: Schon in der ersten Jahresrechnung figuriert ein einmaliger Beitrag des Kantons Aargau von 1500 Franken, vom dritten Betriebsjahr an zahlte der Bund einen jährlichen Beitrag von 1500 Franken, während von einzelnen Kantonen bald kleinere, bald grössere Beiträge eingingen. Und nicht vergeblich hatte die Referentin an die Solidarität der einzelnen Sektionen des SGF und deren Mitglieder appelliert; auf ihre Hilfe, wie auf diejenige des SGF als Ganzes konnte und kann die Gartenbauschule bis auf den heutigen Tag immer wieder zählen.

Quellen:

¹ *Bericht über die Sitzung des Centralvorstandes des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins vom 8.10.1904*

² *Bericht über die Sitzung des Centralvorstandes des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins vom 2.2.1905*

³ *Generalbericht über die Jahresversammlung des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins vom 28./29.6.1905 in St. Gallen*

⁴ *Generalbericht über die Jahresversammlung des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins vom 17./18.6.1906 in Zug*

(alle Dokumente aus dem Archiv der Gosteli-Stiftung, Worblaufen)